

Der abtretende Stadtbaumeister

24 500 Sitzungen,
ein Farbanschlag

Patrick Gmür hat zum Ende seiner Amtszeit eine Bilanz in Zahlen gezogen. Augenzwinkernd, aber eindrücklich.

24 500 Sitzungen



Als Stadtbaumeister nahm Gmür im Schnitt an über einem Dutzend Sitzungen pro Werktag teil. Dabei besprach er in sieben Jahren rund 5000 Projekte.

3500 Termine

Das ist die Maximalzahl an Terminen, die Gmürs Mobiltelefon speichern kann. Er fand das heraus, als das Gerät irgendwann anfang, Einladungen zu Sitzungen mit der Stadtpräsidentin zu ignorieren.

874 Stimmberechtigte



So viele Leute hätten ein Ja statt ein Nein einlegen müssen, um Gmür die «grösste Niederlage meiner Amtszeit» zu ersparen. Das neue Fussballstadion im Hardturm ist an der Urne haarscharf gescheitert.

2555-mal kariertes Hemd

Corine Mauch habe ihn einmal lange gemustert und ihn dann gefragt, ob er eigentlich nur dieses Muster im Schrank habe. Gmür blieb stur standhaft, an jedem seiner 2555 Arbeitstage.

42 Wettbewerbe

In so vielen Jurys sass Gmür. Das heisst: Etwa jeder fünfte der rund 200 Wettbewerbe, die das Amt für Städtebau während seiner Ära begleitete, war Chefsache.

1 Farbanschlag



«Bauen und Planen haben auch eine politische Dimension.» Gmürs lakonischer Kommentar zu einem Farbanschlag. Dabei war es brutal: weiss auf das Verdeck seines alten Saab-Cabrios.

700 öffentliche Auftritte

Quartieranlässe, Grundsteinlegungen, Interviews: 100-mal pro Jahr hielt der Chef persönlich den Kopf hin. Hinzu kamen 250 Vorträge im In- und Ausland. Und einmal hat ihn der Zürcher Stadtrat sogar für eine Weile ins Königreich Bhutan ausgeliehen, als Gastgeschenk quasi.

1 Gott

Bob Dylan. 15 seiner Konzerte besuchte Gmür während seiner Amtszeit, überall auf der Welt. «Wenn Dylan Häuser bauen würde, ich wünschte mir eines von ihm.»

1 pinkfarbenedes Büchlein

Die Zahlen stammen alle aus «Architektur und Städtebau als Soundtrack unseres Lebens». Zu bestellen bei afs@zuerich.ch oder info@gmuergschwentener.ch (hub)

«Wenn Zürich wächst, tut das

Patrick Gmür war sieben Jahre Zürichs Stadtbaumeister und als solcher einer einzigen Maxime. Was hat ihn in dieser Zeit umgetrieben? Eine Stadtrundfahrt mit dem Stadtarchitekten.

Mit Patrick Gmür sprachen Marius Huber und Nicola Brusa. Esther Michel, Fotos

Es ist ein gutes Bild. Für das Foto des abtretenden Stadtbaumeisters ebenso wie für sein Schaffen in den vergangenen sieben Jahren. Patrick Gmür steht im Stadtmodell, er überblickt die Stadt und ihre Entwicklung, sichtbar an den Farben der kleinen Modelle. Alles, was aus weissem Gips gefertigt ist, befindet sich in Planung. Es sind kleine weisse Flecken, über die Stadt verteilt. Man fragt sich ob der vergleichsweise geringen Zahl, ob Zürich nicht vielleicht doch schon gebaut ist. Und vor allem: ob ein Stadtbaumeister einer Stadt eine Linie verleihen kann. Seine Linie.

Beantworten soll Gmür, der Ende September sein Amt abgegeben hat, die Frage an diesem Vormittag auf einem kleinen Rundgang. Er beginnt im Bauch des Amtshauses IV und endet bei einem Kaffee im Kreis 3. Wichtige Zwischenstation auf dem Weg: Stettbach. Dort gehe die Post ab, sagt Gmür. Eine gute Stadt, fügt er an, brauche eine gewisse Dichte. Daraus leitet er seinen obersten Grundsatz ab: Die Aufgabe des Stadtbaumeisters ist es, Bauen zu ermöglichen und nicht zu verhindern.

Bauen ist in Zürich oft sehr politisch. Warum?

Weil die Parteien damit ihre Botschaften überbringen können. Am Bauen lassen sich Sinn und Zweck der Welt - also das jeweilige Parteiprogramm - relativ einfach erklären. Ein Liberaler will weniger Vorschriften, ein Grüner mehr Freiräume, ein Sozialdemokrat gemeinnützige Wohnungen.

Wo ordnen Sie sich ein?

In meinem früheren Leben als Architekt hatte ich eine liberale Haltung, weil man sich im Alltag mit vielen Gesetzen rum-schlagen muss. Mit dem Rollenwechsel zum Stadtplaner veränderte sich der Blick: weg von der Parzelle, hin zum Quartier, zur gesamten Stadt.

Wie äussert sich das?

Architektur muss in einem breiteren Kontext gesehen werden, sie darf nicht nur sich selbst genügen. Ich hatte eine Diskussion mit Architekten, die bei der Auszeichnung guter Bauten nicht berücksichtigt wurden. Ich sagte: Eure Bauten sind wunderbar, aber wenn ihr am Zürichberg ein schönes Haus mit teuren Wohnungen baut, ist das für die Stadt kein so grosser Beitrag. Ich habe das Glück, in der Nähe des Idaplatzes zu wohnen. Ein Treffpunkt, an dem jeden Abend jenes urbane Leben stattfindet, das uns interessiert.

Kann man so etwas wie den Idaplatz überhaupt planen?

Das ist schwer zu sagen. Das Neue hat einen grossen Nachteil: Es hat keine Geschichte, keine Patina - Patina und Geschichte sind aber genau das, was viele mögen. Die erfolgreichen Bauten in Zürich sind stets die, welche Spuren der Umgebung tragen. Bestes Beispiel ist der Prime Tower, umgeben von alten Bauten. Dort profitiert beides voneinander und wird besser: das Alte und das Neue.

Sieben Jahre lang jeden Tag habe er das Architekt-Sein vermisst, sagt Gmür (55), der wieder in sein eigenes Büro zurückkehren wird. Was hat der Job mit ihm gemacht? Mit jedem Tag im Amt sei er ein besserer Demokrat geworden. Wie viel sind sieben Jahre? In Bezug auf die Stadtentwicklung: nichts. In Bezug auf die Tätigkeit: viel, der Job ist intensiv. Warum? Für die Antwort holt Gmür aus. Eine Verwaltung könne vor allem eines richtig gut: verwalten. Das Amt für Städtebau hat daher ein Problem mit der Balance: «Die Vergangenheit lässt sich viel besser verwalten als die Zukunft.»



Mit dem Rollenwechsel zum Stadtplaner veränderte sich sein Blick: «Weg von der Parzelle, hin zum Gesamten», sagt Patrick Gmür mitten

Leute, die mit Patrick Gmür bei der Stadt zusammengearbeitet haben, sagen, der Moloch Verwaltung müsse für einen wie ihn, einen Macher mit einem steten Vorwärtsdrang, zumindest «gewöhnungsbedürftig» gewesen sein. Er galt in der Verwaltung als leidenschaftlich

«Vergangenheit lässt sich viel besser verwalten als Zukunft.»

cher Architekt, einer, der seinen Kopf gerne durchsetzte. Die Verwaltung aber hat etwas demokratisches, «nicht unbedingt Gmürs Ding». Als «gerade hinaus», beschreibt ihn André Odermatt (SP). Er war als Bauvorstand sein Chef. Mit Patrick Gmür habe man immer über alles diskutieren können. Von ihm habe er viel gelernt, sagt Odermatt: weil es ihm gelungen sei, selbst komplexe Zusammenhänge in einfache Worte zu fassen. «So gar nicht wie ein Architekt.»

Patrick Gmür, sind Sie beim Stadtrat mit Ihren Ideen durchgedrungen?

Ich hatte sehr konstruktive Diskussionen. Aber man muss die verschiedenen Rollen verstehen. Ein Politiker denkt nicht nur langfristig, sondern auch an seine Legislatur. Und er hat tausend Motive, etwas zu tun oder zu lassen.

Ein Problem bei der Stadtplanung?

Genau. Wir brachten den Stadtrat aber dazu, eine «Strategie 2035» zu formulieren. Er gab uns Antworten auf ein paar

einfache Fragen zu Zürichs Zukunft. So konnten wir ihn später immer wieder auf seine eigenen Ziele festnageln: Seht, ihr habt das selbst in Auftrag gegeben.

Fehlt dem Stadtbaumeister Macht, dass er zu solchen Kniffen greift?

Nach dem legendären Knatsch zwischen Sepp Estermann und Ursula Koch wurde das Amt gestutzt und die Stadtplanung auf verschiedene Ämter und Departemente aufgesplittet.

Finden Sie das frustrierend?

Es gab solche Momente. Wenn etwa die Genossenschaften bauen, laufen die Wettbewerbe heute über das Amt für Hochbauten statt über unseres. Das fand ich schwierig. Was mit der Siedlung Ringling passiert ist, ist unmöglich. Man kann nicht zehn Jahre planen, und am Ende wird das Projekt vom Bundesgericht kassiert wegen mangelnder Einordnung. Wer hat die Übersicht? Wer übernimmt die Verantwortung? Das müsste das Amt für Städtebau machen.

Die Rolltreppen des Bahnhofs Stettbach spucken die Pendler auf eine grosse leere Fläche aus. Sie ist gebrochen durch Kiesflächen, auf denen sich das Unkraut langsam seinen Platz erkämpft. Die S-Bahn ist ein eigentlicher Treiber der Stadtentwicklung. Sie erschliesst die Aussenposten der Stadt, vernetzt sie in der Stadt. Während der Fahrt vom HB Richtung Stettbach setzt Gmür zu einem Plädoyer an. Die Stadt habe bald eine Grösse erreicht, die es verunmöglichliche, zentralistisch zu denken. Die Tangenten gewinnen an Bedeutung, Tram und S-Bahn müssten entsprechend gedacht werden. Gmür skiz-

ziert hierzu eine Art Ringbahn: Stettbach, Oerlikon, Affoltern, Altstetten.

Stettbach verbindet Gmürs altes und neues Leben. Im alten gewann er hier einen grossen Wettbewerb, im neuen war Stettbach ein städtebaulicher Hotspot. Das Urteil, was ihm in welcher Rolle geglückt ist, überlässt er anderen. Hier zeigt sich auch, was es heisst, «ein besserer Demokrat» geworden zu sein: Als Stadtbaumeister müsse man allen Rollen ein gewisses Verständnis entgegenbringen. Dem Investor, der das Maximum herausholen will. Dem Quartierplaner, der hochwertigen öffentlichen Raum schaffen will. Der Genossenschaft, bei der die Mietzinse im Fokus stehen. Dem Urbanisten, der die Stadt wachsen sehen will, der Verdichtung als Bereicherung wahrnimmt. Dem Nachbarn, dem die Aussicht zugebaut wird.

Wir sehen eine etwas trostlose Fläche. Was sehen Sie hier am Bahnhof Stettbach?

Das ist ein Ort, an dem man das Wachstum der Stadt wahrscheinlich auffangen kann. Es ist hier recht lebendig. Interessant, aber auch irritierend sind die Ruderalflächen - da will man einen urbanen Ort schaffen, schmückt ihn aber mit Schottersteinen und Gräsern. Zudem hat man den Bach offengelegt. Das ist ein Beispiel dafür, wie die Politik Einfluss nimmt. Als Architekt kann ich nicht einfach sagen, das sei unwichtig.

Ins Auge sticht der Mattenhof, ein riesiger Genossenschaftsneubau. Wo begann hier Ihre Arbeit?

Der Mattenhof ist eine Verdichtungsmassnahme. Hier standen lauter Reihenhäuschen. Wir sagten: Wenn ihr es